

Predigt über Apostelgeschichte 16,9-15
2. Sonntag vor der Passionszeit - Sexagesimae
Gatzen, 24. Februar 2019

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Sie ist in aller Munde, die Rede vom „christlichen Abendland“ – selbst bei denen, die mit dem christlichen Glauben nichts am Hut haben. Je stärker wir mit Lebensentwürfen und Glaubensweisen aus anderen Kulturkreisen konfrontiert werden, desto bewusster fragen wir nach unseren eigenen Wurzeln und Traditionen. Grundsätzlich ist das zu begrüßen. Da greifen wir dann gerne auf Begriffe zurück, die uns innere Sicherheit vermitteln. Doch spätestens dann, wenn das Schlagwort vom „christlichen Abendland“ gepaart wird mit Kampfbegriffen wie „Leitkultur“ oder „deutsche Sitte und Anstand“, denen sich Migranten anzupassen haben, stellt sich – zumindest bei mir – eine kritische Distanz zum „christlichen Abendland“ ein. Denn was soll an einer vor allem von Rechtsnationalisten wie Pegida/AfD forcierten Ausgrenzungsmentalität noch christlich sein?

Dennoch müssen wir zur Kenntnis nehmen: Nach der politischen Umwälzung von 1989/1990 und in der globalisierten Welt bekommt die Rede vom „christlichen Abendland“ eine neue Bedeutung. Ist es doch die christlich geprägte, jüdischen Wurzeln entsprungene Glaubenstradition, die so etwas wie eine europäische Identität stiften kann und die einen verlässlichen Wertekanon vorhält. Aber: Wie soll das funktionieren in Gesellschaften, in denen das Judentum über Jahrhunderte drangsaliiert und im 20. Jahrhundert vom nationalsozialistische Terrorregime weitgehend ausgelöscht und das Christentum zur Minderheitsreligion geworden ist und sich in die Pluralität mit anderen weltanschaulichen und religiösen Strömungen einordnen muss - ganz zu schweigen vom Verlust der missionarischen Kraft der christlichen Kirchen in Europa?

Aber wie ist das Christentum überhaupt nach Europa gekommen? Denn der Ursprungsort unseres Glaubens war die Region, in der heute eine der gefährlichsten Krisenherde zu Hause ist: der Nahe Osten. Einer, der den Weg von dort nach Europa gegangen ist, war der Apostel Paulus. Am Beginn seiner zweiten Missionsreise werden wir Zeugen davon, wie die Gute Nachricht von Jesus Christus Europa erreicht und das seinen Ausgang nimmt, was später mit dem schillernden Begriff „Christliches Abendland“ belegt wurde. Der Predigttext für den heutigen Sonntag aus der Apostelgeschichte schildert diesen Weg:

9 Und Paulus sah eine Erscheinung bei Nacht: Ein Mann aus Makedonien stand da und bat ihn: Komm herüber nach Makedonien und hilf uns! 10 Als er aber die Erscheinung gesehen hatte, da suchten wir sogleich nach Makedonien zu reisen, gewiss, dass uns Gott dahin berufen hatte, ihnen das Evangelium zu predigen.

11 Da fuhren wir von Troas ab und kamen geradewegs nach Samothrake, am nächsten Tag nach Neapolis 12 und von da nach Philippi, das ist eine Stadt des ersten Bezirks von Makedonien, eine römische Kolonie. Wir blieben aber einige Tage in dieser Stadt. 13 Am Sabbat gingen wir hinaus vor das Stadttor an den Fluss, wo wir dachten, dass man zu beten pflegte, und wir setzten uns und redeten mit den Frauen, die dort zusammenkamen.

14 Und eine Frau mit Namen Lydia, eine Purpurchändlerin aus der Stadt Thyatira, eine Gottesfürchtige, hörte zu; der tat der Herr das Herz auf, sodass sie darauf achthatte, was von Paulus geredet wurde. 15 Als sie aber mit ihrem Hause getauft war, bat sie uns und sprach: Wenn ihr anerkennt, dass ich an den Herrn glaube, so kommt in mein Haus und bleibt da. Und sie nötigte uns.

Apostelgeschichte 16,9-15

Das also steht am Anfang des christlichen Abendlandes: ein Traum und ein Hilferuf, eine Sehnsucht nach einer guten, verlässlichen Grundlage für alles Denken, allen Glauben.

Komm herüber nach Makedonien und hilf uns!

hört Paulus eine Stimme rufen. Noch befindet er sich in Troas, einer Stadt an der nordwestlichen Küste der heutigen Türkei gelegen. Dieser Ruf hatte eine Signalwirkung. Paulus und seine Mitstreiter machten sich sofort auf und wagten den Sprung über das Ägäische Meer nach Europa. In der Geschichte hört sich das so an, als sei dies eine Angelegenheit von Stunden gewesen. In Wirklichkeit wird der Weg Tage, vielleicht Wochen gedauert haben. Schließlich standen den Aposteln weder Jets noch Schnellboote zur Verfügung. Sie mussten alle Strecken zu Fuß bzw. mit von Hand geruderten Schiffen zurücklegen. Doch offensichtlich spielten die äußeren Hürden überhaupt keine Rolle. Ein kurzer Hilferuf reichte, um Paulus wie elektrisiert aufbrechen zu lassen. Schließlich versteht er sich als Missionar, als Überbringer einer wichtigen, wertvollen Botschaft.

An dieser Stelle schon sollten wir drei ganz wesentliche Dinge beachten:

- Dem Aufbruch fehlt alles, was den christlichen Kirchen in späterer Zeit in Sachen Mission vorgehalten wurde: imperiales Gehabe. Paulus geht es in seiner Mission nicht um Macht, nicht um politischen Einfluss. Er hat ein Ziel: Die Menschen sollen in ihrem persönlichen Leben die Botschaft des Glaubens als eine Kraft Gottes erfahren, die vor allem im Schwachen mächtig ist. Sie sollen Kenntnis erhalten von der rettenden Perspektive des Reiches Gottes, von Vergebung und Rechtfertigung.
- Für Paulus war von Anfang an unstrittig: Die Botschaft von Jesus Christus ist keine regional begrenzte oder gar national gebundene religiöse Überzeugung. Die gute Nachricht von Jesus Christus ist vielmehr die konsequente Fortsetzung des universalen, global angelegten Glaubens, den schon die Propheten Israels entwickelt hatten und von dem die Schriften des Alten Testaments zeugen. In alle Welt gehen - das ist die logische Folge davon, dass Gott als der Schöpfer alles Lebens bekannt und geglaubt wird und dass er am Ende alle Völker zu sich ruft, um Frieden zu stiften.
- Paulus hat offensichtlich keine Ängste davor, den neuen, an Jesus Christus ausgerichteten Glauben in einer geistigen Umgebung zu vertreten, in der dieser wie ein Fremdkörper wirken muss. Fremdheit ist ja nicht nur ein Problem für diejenigen, die erstmals der biblischen Botschaft begegnen. Sie stellt auch eine Bewährungsprobe für den eigenen Glauben dar. Wir kennen das: Es ist eine Sache, im geschützten Raum einer Kirche das Glaubensbekenntnis zu sprechen. Eine ganz andere Sache ist es, diese Glaubensüberzeugung in der Öffentlichkeit der Bürgergemeinde zu vertreten.

Dass das gar nicht so leicht ist, spüren wir dem Predigttext ab. Solange sich die Apostel in Palästina, den benachbarten Ländern und in Kleinasien (also der heutigen Türkei) aufhielten, bewegten sie sich in einem ihnen vertrauten Kulturkreis. Dort war das Judentum noch stark

vertreten. Doch mit dem Sprung nach Europa, mit dem Seeweg von Troas nach Neapolis, im südlichen Mazedonien gelegen, geriet Paulus auf fremdes Terrain. Hier lebten die Juden in der Diaspora, in der Minderheit. Hier prägten modernes römisches Verwaltungsdenken und wissenschaftliche Weite in Medizin, Naturwissenschaft, Kunst und Philosophie die geistig-moralische Großwetterlage des europäischen Mittelmeerraumes. Hinzu kam, dass der religiös-koloniale Machtanspruch des römischen Kaisers in einem scharfen Gegensatz zum jüdisch-christlichen Glaubensgut des 1. Gebotes stand. So waren es nur die Menschen in den jüdischen Minderheitsgemeinden, die sich in ihrem Denken und Glauben zum Gott Israels bekannten. Sie trafen sich - wie wir dem Predigttext entnehmen können - vor den Stadttoren am fließenden Gewässer. Dort feierten sie das, was jüdischen Menschen schon einmal, nämlich während der babylonischen Gefangenschaft, geholfen hatte, ihre Identität zu wahren: den Sabbat. Wie selbstverständlich suchte Paulus die Juden auf - wohl auch deshalb, weil er bei ihnen am ehesten Interesse für die neue Botschaft vermuten konnte. Dabei brachte Paulus drei wichtige Voraussetzungen mit: Er war ein bestens ausgebildeter jüdischer Gelehrter, er konnte sich in der griechisch-römischen, also europäischen Geisteswelt bewegen und er war von der neuen Lehre Jesu zutiefst überzeugt.

Und nun sind an der im Predigttext geschilderten Begegnungs-Episode in Philippi drei Aspekte besonders interessant:

- Paulus trifft am Sabbat vor den Toren der Stadt ausschließlich Frauen. Man fragt sich: Wo sind die Männer? Ist das so zu verstehen, dass die Juden in Europa sich mit ihrer Religionsausübung zurückhalten mussten und so die Frauen zu den Trägerinnen des Glaubens wurden? Begegnen wir hier einer Tatsache, die sich wie ein roter Faden durch die Glaubensgeschichte des Christentums zieht: Immer dann, wenn freie Religionsausübung untersagt wird, sind es die Frauen, die Mütter und Großmütter, die das Glaubensgut an die nächste Generation weitergeben - auch deshalb, weil sie ein feines Gespür für den Mangel an sinnstiftenden Inhalten und für die Zerstörungskraft haben, die kriegerischen und diktatorischen Systemen innewohnen. Diese Systeme versuchen, sich vor allem der Gewissen der Kinder und Jugendlichen zu bemächtigen. Wir haben hier jedenfalls eine der Stellen in unserer Bibel, die alle Versuche in der Kirche, Frauen in eine untergeordnete Rolle zu drängen, Lügen strafen. An diese Traditionen der Christentumsgeschichte müssen wir erinnern und erinnert werden, wenn es heute weltweit darum geht, die Gleichberechtigung der Frauen als elementares Menschenrecht zu vertreten.
- Paulus redet *mit* den Jüdinnen am Fluss - aber er redet ihnen nicht ein, dass sie einen falschen Glauben haben. Er legt ihnen die Schrift, das heißt das Alte Testament, aus und er bringt ihnen die Glaubenssicht Jesu nahe. Die Frauen werden gerade die Lehre Jesu als Befreiung erlebt haben. Befreiung von Traditionen, die sie aus der Synagoge ausgrenzten und auf die angestammte Rolle festgeschrieben; Befreiung von starren Regeln und Ordnungen, die sich sowieso nicht durchhalten lassen. Unter freiem Himmel außerhalb der Stadt - da brechen alle kirchlichen, liturgischen Richtigkeiten in sich zusammen. Es bleibt das übrig, was dem Leben und den Menschen dient. Wenn wir das in unseren Kirchen begriffen!
- Paulus wirkt auf die Frauen offensichtlich so überzeugend, dass sich eine von ihnen sofort taufen lässt. Lydia ist ihr Name. Wer war diese Frau? Die Apostelgeschichte berichtet, dass sie aus Thyatira stammt. Dies ist ein Ort in der heutigen Türkei gelegen. Das bedeutet also: Lydia lebt als Ausländerin in Philippi und hat sich als

solche der jüdischen Gemeinde angeschlossen - ohne Jüdin zu sein. Wenn es weiter heißt, dass sie mit Purpurstoffen handelte, dann haben wir uns Lydia - auf heute bezogen - nicht als eine vornehme Kauffrau vorzustellen, sondern eher als eine Türkin in Berlin-Kreuzberg, die mit einigen Stoffen von Markt zu Markt zieht, um sich über Wasser zu halten. Will sagen: Lydia, obwohl sie über Sklaven verfügte, gehörte damals zur Unterschicht. Und diese Lydia - Ausländerin, Kleinunternehmerin, mit lockerem Kontakt zur Synagoge - lässt sich, ihre Familienangehörigen und die Sklaven spontan taufen. Ihr Haus wird von Stund an zum Treffpunkt der christlichen Gemeinde.

So normal begann die Verkündigung des Evangeliums auf europäischem Terrain. So normal und unspektakulär sollte, ja müsste heute Mission wieder werden. Da reicht ein Ruf

Komm herüber nach Makedonien und hilf uns!

und schon kommt es zum Aufbruch. Bei uns auch? Wie gehen wir um mit den Anliegen von Menschen, die nach einer Taufe oder Trauung oder Beerdigung fragen, obwohl sie weder zur Kirche gehören noch getaufte Christen sind? Nehmen wir das als Hilferuf wahr oder empfinden wir dies als Anmaßung, die verdächtigend hinterfragt werden muss? Brechen wir unbefangen auf zu den Menschen und vertrauen darauf, dass Gott Herzen öffnet, oder halten wir die Paragraphen unserer Kirchenordnung wie Schutzschilder vor uns, damit uns niemand zu nahe kommt?

Auch heute treffen sich Menschen abseits der Gottesdienste – sprechen über Orientierung, Sinn, Werte, ohne auf dogmatische Richtigkeiten zu achten. Sie haben wie Lydia lose oder gar keine Kontakte zur Kirche. Was hindert uns daran, mit ihnen zu reden über die Chancen und Möglichkeiten des christlichen Glaubens, über die Taufe und vor allem über den heilsamen Zusammenhang von Liebe und Festigkeit, von Zivilcourage und Verwurzelung in Wertvorstellungen der 10 Gebote und der Bergpredigt Jesu, von Selbstbewusstsein und Gottvertrauen. Der Ausgang ist immer offen.

Doch in einem sollten wir uns einig sein: Wenn wir heute Menschen für den Glauben gewinnen, dann geht es nicht darum, ein wie auch immer geartetes „christliches Abendland“ zu reaktivieren - vor allem nicht in Gegnerschaft zu anderen Religionen. Vielmehr sollen wir unseren Beitrag dazu leisten, dass Menschen eine neue Lebensperspektive gewinnen abseits von politischen, ideologischen und ökonomischen Globalisierungsstrategien. Vielleicht ist in einem der Hilferuf aus Makedonien mit der heutigen Orientierungssuche vieler Menschen zu vergleichen: Wir spüren sehr deutlich, dass die ökonomische Dynamik, der wissenschaftliche Fortschritt, die kulturelle Vielfalt, die Digitalisierung unseren Alltag stark bestimmen - und nicht nur negativ. Aber all das macht uns auch Angst – vor allem deswegen, weil die entscheidenden Fragen des Lebens nicht beantwortet werden: Wem verdanke ich mein Leben und vor wem habe ich es zu verantworten? Was ist das Ziel meines Wirkens und von wem erfahren ich Trost im Leben und im Sterben? Nach welchen Maßstäben soll ich mich richten?

Im vergangenen Jahr wurde ich zur Betriebsweihnachtsfeier von Halberg Guss eingeladen. Im Sommer führte u.a. ein 50-tägiger Streik dazu, dass die Gießerei mit immerhin 700 Arbeitsplätzen nicht geschlossen wurde. Die Weihnachtsfeier sollte ein Dankeschön an alle sein, die den Streik unterstützt hatten. Nach einigen Ansprachen bat der

Betriebsratsvorsitzende mich, doch auch ein paar Worte an die Belegschaft zu richten. Zu mir gewandt fügte er noch an: „*Es soll ein bisschen weihnachtlich sein.*“ Ich war auf nichts vorbereitet. Auf dem Weg zum Mikrophon überlegte ich kurz, was ich sagen sollte zu Menschen, die kaum einen Bezug zum christlichen Glauben haben. Ich habe dann nach dem Grundsatz „*fundamental und elementar, ohne fundamentalistisch oder banal zu werden*“ die biblische Weihnachtsgeschichte erzählt. Dabei lag der Schwerpunkt darauf, was Gott für uns Menschen tut und was mit Jesus in unsere Welt gekommen ist: Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Ehrfurcht vor dem Leben, Nächsten- und Feindesliebe. Ob und wie viel von meiner Ansprache auf fruchtbaren Boden gefallen ist, weiß ich nicht. Aber eines habe ich versucht, zu verdeutlichen: Ohne diese Botschaft werden wir weder unsere Ängste überwinden noch festen Boden unter unsere Füße bekommen. Darum sind die drei Worte, die im Zentrum der Weihnachtsgeschichte stehen, für jede Mission von entscheidender Bedeutung:

Fürchte dich nicht!

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Christian Wolff, Pfarrer i.R.

info@wolff-christian.de

www.wolff-christian.de